

Vorwort

Es gibt viele dumme Gründe für die Verachtung von Intellektuellen, aber auch einen, der sich durchaus begreifen lässt. In Zeiten, in denen die meisten zittern und zagen, leben die Intellektuellen auf. Die Krise ist ihr Elixier auch dann, wenn sie selbst von ihr geplagt werden. Denn erst in der Krise, ja im Untergang gibt sich die Welt ungeschönt zu erkennen. Und etwas zu erkennen, ist nun einmal das oft unbezahlte Geschäft der Intellektuellen.

Wie die meisten meiner Zeitgenossinnen und Zeitgenossen, habe auch ich in der Corona-Zeit gelitten, aber der damals schon absehbare fundamentale Wandel der Gesellschaft faszinierte mich auch. Dass Kunst das fünfte Rad am Wagen ist, wurde höflicher-weise selten ausgesprochen. Nun war sie ganz offiziell system-irrelevant geworden. Versetzte ihr das den letzten Stoß? Wie war es möglich, dass das, was früher als Kritik gehätschelt und fetischisiert worden war, nun ausschließlich Irren und Faschisten zugeschrieben wurde? Betäubte die Sorge um sich selbst jede Reflexion, hob sie jeden Abstand auf? Handelte es sich nur um eine vorübergehende Phase? Noch bevor diese letzte Frage beantwortet werden konnte, kam, nach gründlicher Vorbereitung und massiver Aufrüstung vor Ort, der Ukrainekrieg. Und mit diesem Krieg und demjenigen, der ihm folgen sollte, rückte Kunst unversehens wieder ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Was sie darf, was sie nicht darf, was sie soll, was sie lassen soll, beschäftigte mit einem Mal die halbe Republik (die andere Hälfte hatte Besseres zu tun).

Zugleich musste die Autoritätshörigkeit, die unter Corona eingeübt worden war, erneut unter Beweis gestellt werden. Ja, nun

wurde »Kriegstüchtigkeit« ganz explizit zum Maßstab einer Kultur, die einem im Rückblick fast zivil hätte vorkommen können (was sie selbstverständlich niemals war). Es schien nun, als ob einer, der keine »soldatische Tugend« (Toynbee 1958: 8) demonstriert, sich schon im Abseits befände. Russische Literatur wurde ausgesondert, russische Künstlerinnen wurden eingeladen, und wie zuvor, unter Corona, applaudierten die Medien sämtlichen Maßnahmen, ja trieben sie an. Kurz, zwar änderte sich alles zum Schlechten, aber nach vielen Jahren änderte sich überhaupt etwas. Es gab nun Gründe, Ereignisse aufzuzeichnen, Zusammenstöße festzuhalten, Analysen zu wagen. So kurierte die Verzweiflung von der Resignation und der Intellektuelle fühlte sich – was die Umstehenden befremdete – in seinem Element.

Doch in Krisenzeiten gehen auch alte Überzeugungen zu Bruch und wird bittere Besinnung erzwungen. Erst im Ukraine-, dann im Gazakrieg musste ich an einige Artikel denken, die ich kurz vor, kurz nach dem dritten Golfkrieg 2003 geschrieben habe. Keiner von ihnen feiert das Militär, keiner von ihnen huldigt der imperialistischen Macht, aber ich hing damals doch der irrigen, ja idiotischen Auffassung an, für die Irakerinnen und Iraker wäre alles besser als das Regime von Saddam Hussein.

Eine Polemik meines Freundes Alfred Schobert (1963–2006) erinnert mich beim Nachlesen an meinen damaligen Unwillen, zwischen linken und rechten Gegnern des Krieges zu unterscheiden. Ob ich damit, wie er meint, ein »Opfer des Intellekts« (Schobert 2009: 96) habe bringen wollen, halte ich zwar für ebenso zweifelhaft wie die Möglichkeit, ich könnte mich heute für die Schriften der Arundhati Roy erwärmen, um die der Streit ging. Aber in solchen Affären gibt die Sache, nicht der Stil den Ausschlag. Kurz, Schobert lag völlig richtig und im Rückblick werde ich mir selbst zum Untersuchungsobjekt.

Schobert spottete gern über meinesgleichen, wir seien »Schöngeister«, und berührte damit einen wichtigen Punkt. Denn nicht die Freude am Krieg – an dessen Spektakel sich noch der Dichter

Guillaume Apollinaire fast kindlich freute –, sondern die Abscheu vor ihm verführt zum Wegschauen. Der Krieg ist weitaus leichter moralphilosophisch denn im Schützengraben zu führen. Und es steht zu vermuten, dass diejenigen, die feierlich und, wie sie glauben, mutig für Bombenlieferungen an die Ukraine oder an Israel eintreten, es keine fünf Minuten in einem Lazarettzelt aushielten, in dem einem Bombenopfer, vielleicht auch noch ohne Anästhesie, Gliedmaßen amputiert werden.

Der vorliegende Essay stellt angesichts dieser grauenhaften Geschehnisse zwei Fragen: Wie kam es, dass ausgerechnet die unter Corona stillgestellte, im Ukrainekrieg zur Fahne gezwungene Kunst den Opinion Leaders im Gazakrieg einen solchen Ärger bereiten konnte? Und wie kam es, dass gerade die früheren Friedensfreunde heute wüste Kriegstreiber sind? Die Antwort scheint zu sein, dass sich beide globalisiert haben: Die Kunst hat sich globalisiert und die nun hegemoniale Klasse hat sich globalisiert. Von dem, was ganz woanders geschieht, können nur noch die Nationalisten behaupten, es ginge uns nichts an. So entsteht militärisches Engagement, so entsteht auch, wenngleich stets angefeindet, antimilitaristisches Engagement.

Doch das ist leider nicht alles. Denn mit der Globalisierung haben sich, nicht etwa in gegenläufiger, sondern in gleichläufiger Tendenz, erneut autoritäre, militaristische, polizeistaatliche Muster durchgesetzt. Internationalismus und Nationalismus schließen sich also nicht kategorisch aus. Nachdem der Staat schon im Absterben begriffen schien, trumpfte er nun wieder auf. Wir beobachten eine imperialistisch, außenpolitisch getriebene Politik bei gleichzeitig verschärftem Autoritarismus im Innern. Damit der Staat aggressiv nach außen wirken kann, müssen daheim alle strammstehen und ihm den Rücken freihalten. Kulturpolitik wird zur Militarisierung.

Treiber dieser Entwicklung sind – das ist die Ironie dieser Geschichte – international, nicht national gesinnte Kräfte. Diejenigen, die die autoritäre Wende herbeigeführt haben, tragen »liberale Gewänder«. (Hauenstein 2024) Zensur üben nicht Klerikalfaschisten

und Kommissköpfe, sondern »das linksliberale Bürgertum« (Soltz 2024). Wir sind dem Krieg erschreckend nahe gekommen, seitdem nicht mehr die Stahlhelmfraktion, sondern die »feministische Außenpolitik« ihn zu ihrer Sache gemacht hat.

Das Schlachtengemälde sollte, allein schon der besseren Sicht wegen, erst gemalt werden, wenn der Pulverdampf abgezogen ist. Doch interessiert hier die Schlacht weit weniger als der Druck, den die Schlächter auf die Kunst ausüben. Was treibt sie an? In wessen Auftrag handeln sie? Worin besteht ihre Absicht? Ich vertraue darauf, dass mein Suchen nach Erklärungen für andere, die ebenso auf der Suche sind, anregend genug ist – gerade dann, wenn sie zu gegenteiligen Schlüssen gelangen.

Ich bedanke mich bei allen, die sich in diesen oft luftabschnürenden Verhältnissen noch offen austauschen wollten, bei allen, die Kritik noch geduldet haben, namentlich bei Matthias Reichelt, der mich in einer Zeit, in der mir das Zeitunglesen lästig und das Anschauen von Talk-Shows ärgerlich wurde, ich also drauf und dran war, mich zum Schöngest zurückzuentwickeln, unermüdlich über die marschierende Reaktion unterrichtet und auf diese Weise wachgehalten hat.